

Graf, Peter

Musik als Raum für interkulturelles Lernen – die Entdeckung des Eigenen in der Begegnung mit dem Fremden

Knigge, Jens [Hrsg.]; Mautner-Obst, Hendrikje [Hrsg.]: Responses to Diversity. Musikunterricht und -vermittlung im Spannungsfeld globaler und lokaler Veränderungen. Stuttgart 2013, S. 85-102

urn:nbn:de:0111-opus-81974



Nutzungsbedingungen / conditions of use

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.
This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.
By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
Deutsches Institut für Internationale Pädagogische Forschung (DIPF)
Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft
Informationszentrum (IZ) Bildung
Schloßstr. 29, D-60486 Frankfurt am Main
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Jens Knigge/
Hendrikje Mautner-Obst (Hg.)

Responses to Diversity

Musikunterricht und -vermittlung im Spannungsfeld
globaler und lokaler Veränderungen



Impressum

1. Auflage

Copyright © 2013 by Staatliche Hochschule
für Musik und Darstellende Kunst
Urbanstr. 25, 70182 Stuttgart

Umschlaggestaltung BÜRO PETIT, Cathrin Rapp

Inhalt

<i>Jens Knigge & Hendrikje Mautner-Obst</i> Vorwort	5
<i>Bernd Clausen</i> Responses to Diversity: Musikunterricht und -vermittlung im Spannungsfeld globaler und lokaler Veränderungen	8
<i>Jens Knigge</i> Interkulturelle Musikpädagogik. Hintergründe – Konzepte – Empirische Befunde	41
<i>Martina Krause-Benz</i> (Trans-)Kulturelle Identität und Musikpädagogik – Dimensionen konstruktivistischen Denkens für Kultur und Identität in musikpädagogischer Perspektive	72
<i>Peter Graf</i> Musik als Raum für interkulturelles Lernen – die Entdeckung des Eigenen in der Begegnung mit dem Fremden	85
<i>Sointu Scharenberg</i> Das Unbekannte als Maske – mit burmanischen Marionetten gegen teutonische Heiligtümer?	103

<i>Hsin-Yi Li</i>	
„Musik ist meine Sprache“– Eine ethnographische Fallstudie über taiwanesishe Musikstudierende in Deutschland	123
<i>Joachim Kremer</i>	
Vielfalt oder Chaos? ‚Musikalische Bildung‘ und das künstlerisch-wissenschaftliche Studium	133
<i>Jens Knigge</i>	
„Vielfalt oder Chaos? ‚Musikalische Bildung‘ und das künstlerisch-wissenschaftliche Studium“ – Überlegungen im Anschluss an den Beitrag von Joachim Kremer	147
<i>Hendrikje Mautner-Obst</i>	
Mozart populär. (Intra-)Kulturelle Grenzüberschreitungen in Marge Simpsons Geschichtsstunde	158
<i>Anne Niessen</i>	
Die Heterogenität von Erstklässlern aus Sicht der Lehrenden in dem Programm „Jedem Kind ein Instrument“	171
<i>Kati Hannken-Illjes</i>	
Einfluss nehmen. Zum rhetorischen Handeln von Kinder	195
<i>Anhang</i>	
Autorinnen und Autoren	204
Programm Veranstaltungsreihe „Responses to Diversity“	208
Programm Symposium „Integration durch Musik“	209

Peter Graf

Musik als Raum für interkulturelles Lernen – die Entdeckung des Eigenen in der Begegnung mit dem Fremden

Musik als Raum für Kulturen eröffnet einen fachübergreifenden Dialog. Zu singen und zu musizieren gilt als das Medium schlechthin für die Begegnung von Menschen über alle Grenzen hinweg. Es erschließt einen offenen Raum für interkulturelle Erfahrung, denn das Vernehmen von Musik verlangt keinen Code, folgt keiner Sprache, die man erst erlernen muss, um mit anderen singen, tanzen oder musizieren zu können. In der Biographie eines jeden Menschen wie auch in unseren Gesellschaften nimmt das Hören von Musik einen ersten Rang in der Begegnung mit anderen Menschen ein, mit vertrauten Partnern ebenso wie mit dem fremden Anderen. Gleichzeitig wurde Musik immer auch zur Verherrlichung des Eigenen, zur ideologischen Ausgrenzung und kulturellen Deklassierung des fremden Anderen eingesetzt. Welche Quellen speisen diese Haltungen, Musizieren und das Hören von Musik so konträr einzusetzen?

1. Musik als Teil der kulturellen Vielfalt

Musik zählt zu den ersten Ausdruckformen des Menschen. Keine Gruppe, keine Generation von Menschen hat sich dieser Form, miteinander in Kontakt zu treten, nicht bedient. Eine frühe Form des Kontakts, wie sie über die menschliche Sprache in frühester Kindheit stattfindet, wird über den Wortklang und die Melodie der menschlichen Stimme intoniert und klanglich beantwortet, ehe noch die Wortinhalte zählen. Damit sind Klang und Musik ein ‚Prinzip‘ des Kulturellen, das immer mit Kommunikation verbunden ist. Dem Wortsinn ‚principium‘ nach stehen Klang und Lied am Anfang menschlicher Kommunikation, sie begründen den Ursprung des Kulturellen. Gleichzeitig schaffen die verschiedenen Ausdrucksweisen in Melodik und Gesang, in Klang und Rhythmik Unterschiede, die wesentlich zum Entstehen verschiedener Kulturen beitragen.

1.1 Kulturelle Schemata als Einteilung von Menschen

Unsere Fachdisziplinen haben eine Reihe von begrifflichen Schemata entwickelt, um das weite Feld des Kulturellen zu ordnen. Die meisten davon müssen wir wieder verlernen. Der Grund liegt darin, dass alles Kulturelle von Menschen täglich neu gelebt wird. Statische Kultur-Unterscheidungen schaffen stehende Einteilungen zwischen den Menschen. Der Kulturbegriff nach Auernheimer schließt über das Symbol den musikalischen Ausdruck ein:

*„Die Kultur einer Gesellschaft [...] besteht in ihrem Repertoire an Symboldeutungen, d. h. an ihrem Repertoire an Kommunikations- und Repräsentationsmitteln. [...] Die Kultur dient der Deutung des gesellschaftlichen Lebens und damit der Orientierung des Handelns. Sie enthält die ‚Landkarte der Bedeutung‘ für die jeweilige Gruppe.“
(Auernheimer 2005, S. 110)*

Nach dieser Bestimmung ist weder die Rede von einer ‚Interkultur‘ noch einer ‚Transkultur‘, die zwischen oder über anderen schwebte, sinnvoll. Zudem würden übereinander gelegte symbolische Landkarten keine Orientierung schaffen, sondern Verwirrung erzeugen. In welchen Zwischenräumen sollten Menschen eine ‚Inter-‘ oder ‚Transkultur‘ leben? Vielmehr erfährt jeder von uns in seiner Kindheit eine bestimmte Sozialisation, die eine kulturspezifische Lebensform beinhaltet. Diese Enkulturation ist auch dann bedeutsam, wenn sie sich aus verschiedenen Elementen zusammensetzt, wenn etwa Eltern verschiedene Sprachen sprechen oder Lieder singen. Wir können nur kulturelle Formen pflegen, die eine verbindliche und kohärente Orientierung im Kontakt mit anderen bieten. Entsprechend leben Menschen auch nicht bi-kulturell, sozusagen in der einen Hand den Koffer ihrer Herkunftskultur tragend, in der anderen jenen der Kultur des Aufenthaltslandes. Noch weniger ertragen Minderheiten oder unsere europäischen Nachbarn, die eigene deutsche Lebensform als ‚Leitkultur‘ für andere vorzustellen. In diesen Einteilungen drücken sich Zuteilungen aus, die nach einem verdinglichten Kulturbegriff Menschen einteilen. Gleichzeitig liegen alle Kulturen als Ausdrucksformen des Menschen auf derselben Ebene, nicht darüber oder darunter, nicht zwischen oder über den anderen stehend, da die Menschen, die sie leben, alle auf der gleichen Stufe stehen.¹

1.2 Das Kulturelle als kreatives Werk von Menschen

Da sich ‚Kultur‘ als ‚civilisation humaine‘ auf kreative, nur dem Menschen eigene Ausdrucksformen in der Gestaltung seiner Lebenswelt bezieht, kommt einem Zitat aus einer Zeit, in der Europa kulturell in Flammen stand, besondere Bedeutung zu. Der Romanist Karl Vossler, der mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten seine Professur in München aufgeben musste, verglich jedes kulturelle Werk mit einem Feuerwerk, das aufsteigt und, indem es verglüht, all denen gehört, die es sehen und dessen Licht wahrnehmen. Das Kulturelle kommt von Menschen und gehört ihnen, denn nur Menschen nehmen es wahr:

*„Seinem strengen Sinn nach sollte man das Wort Kultur nur in der Einzahl gebrauchen. Denn alles, was der menschliche Geist schaffend oder arbeitend hervorbringt, hat darin, dass es menschliches Geisteswerk, das heißt Kultur ist, seine Einheit.“
(Vossler 1948, S. 11)*

Vosslers Position verdeutlicht, warum wir nicht von ‚österreichischer Musik‘ sprechen, wenn wir Mozart aufführen. Mit dieser Position wird aber auch deutlich, warum es nicht genügt, das kulturelle Werk von Menschen, die in modernen Gesellschaften die gemeinsame Umwelt kulturell verschieden gestalten, nach ihrer Herkunft, Sprache und Religion zu sortieren. Menschen türkischer Herkunft handeln in Deutschland nicht nur ‚türkisch‘, da sie über ihr Leben, ihre Schullaufbahn und ihren Beruf in einem intensiven Austausch mit der deutschen Umwelt stehen. Gleichzeitig trägt diese ethnische Zuordnung ihrer kulturellen Leistungen nicht dazu bei, der Mehrheit die Augen für das zu öffnen, was mitten in ihrer eigenen Umwelt neu geschaffen wird.

Im Feld des Kulturellen sind Unterscheidungen, die nur über ‚die Anderen‘ etwas aussagen, sie nach Herkunft, Nationalität und Sprache zuordnen, nicht geeignet, die

¹ Stufen der Entwicklung sind für den technisch-zivilisatorischen Stand einer Gesellschaft anzunehmen.

Vielfalt des kulturellen Geschehens moderner Gesellschaften zu verarbeiten und den interkulturellen Austausch zu befördern. Die aktuell notwendigen Lernprozesse werden durch Konzepte wie ‚Integration‘ oder ‚Toleranz‘ nicht befördert, da sie in ein kulturalistisches Nebeneinander führen, für das in seiner ebenso verspielten wie leeren Form die ‚Multi-Kulti-Vielfalt‘ steht. Dieses Denken verwaltet aus der Sicht des Eigenen das neue Fremde, ohne die entscheidenden Lernprozesse im Verhältnis des eigenen Selbst zum anderen einzuleiten.² Toleranz dient entsprechend dazu, die Überlegenheit des eigenen Selbst zu bestätigen. Johann W. von Goethe hat dazu das entscheidende Wort geprägt:

„Toleranz sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein: sie muss zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen.“ (Goethe 1997, S. 221)

1.3 Pädagogische Muster in der Vermittlung von Kulturtechniken

Die Kulturtechniken Sprache und Musik beinhalten hoch komplexe kognitive Leistungen, sodass Lehrerinnen und Lehrer zu vereinfachten Mustern greifen, ja greifen müssen. Sowohl Musik als auch Sprache sind spezifische menschliche Leistungen hochkomplexer Art. Beide werden gleichwohl sehr früh vom kleinen Kind erlernt. Nach Hannon und Schellenberg (2008) werden der Klang und die Sprache der Mutter parallel erfahren, wobei dem Klang eine erstrangige Rolle zukommt, Babys bereits im Mutterleib mit der Stimme der Mutter vertraut werden. In ihren Anfängen geschieht dieses Lernen von Klang und Sprache ohne gezielte Unterweisung. Beide Fähigkeiten erschließen bereits dem Kind grenzenlos neue Möglichkeiten, sich selbst zum Ausdruck zu bringen.

1.3.1 Vereinfachende Muster der Vermittlung von Sprache

Um diese natürliche Entwicklung in eine zu lehrende Form zu bringen, führen die Lehrerinnen und Lehrer für Sprache und Musik regulierende Muster ein. Die Aufgabe der ersten Schuljahre besteht darin, aufbauend auf natürlich erworbene Kenntnisse der Sprache der Kinder ihre korrekte Form zu geben, in Wort und Schrift. Dabei tun GrundschullehrerInnen so, als ob wir wüssten, wie der natürliche Spracherwerb verläuft, auf den sie in ihrem Unterricht bauen. Im Leseunterricht müssen LehrerInnen ebenso vorgeben zu wissen, wie Kinder es schaffen, schriftliche Texte zügig zu lesen. Tatsächlich gibt es jedoch weder eine umfassende Theorie zum natürlichen Spracherwerb noch eine allgemein anerkannte Theorie über den Leselernprozess. Wir haben miteinander konkurrierende Theorien zum Lesen-Lernen, ebenso eine Reihe von Theorien zum Spracherwerb, die einander durch ihre unterschiedlichen Perspektiven ergänzen. Doch keine der fünf Theorien-Gruppen der Spracherwerbsforschung vermag einigermaßen umfassend den Spracherwerb des Kindes zu erklären (vgl. z. B. McLaughlin 1987; Graf 2011b). Mehr noch, mehrere der theoretischen Konzepte schließen sich gegenseitig aus. Keine der aktuell gelehrten Theorien erklärt einigermaßen überzeugend, wie jedes Kind es schafft, ab einem bestimmten Zeitpunkt jede

² ‚Kulturalistisch‘ verdinglichte Lösungen stellen nur „schwache Formen interkulturellen Lernens“ dar (vgl. Graf 1998, S. 384).

Sprache der Welt zu lernen, ihren Code zu knacken, diese Sprache selbst kreativ zu gebrauchen – ohne jede Unterweisung (vgl. Graf 2011a). Vergleichbares gilt für den Leselernprozess. Daher gilt, dass unser unzureichendes Wissen über den Erwerb der Kulturtechnik Sprache dazu führt, dass diese hochkomplexen kulturellen Fähigkeiten nach vereinfachenden Schemata gelehrt werden, sich in der Schule hartnäckig Positionen halten, die eindeutig widerlegt sind. Sie behindern einen die Kulturen übergreifenden Horizont des Lernens in der Schule.³

1.3.2 Kognitionspsychologische Grundlagen der Schule von Jean Piaget

Jean Piaget (1974, 1981) hat eine Lerntheorie entwickelt, die den schulischen Alltag bestimmt. Sie geht von der Annahme aus, dass unsere Wahrnehmung ein Gleichgewicht zwischen der inneren Welt der Kognition und der äußeren Welt der Sinne herstellt. Seine Theorie der „Äquilibration“ zwischen der Wirklichkeit außen und ihrer Wahrnehmung innen lässt sich so zusammenfassen: Unsere Sinne bilden die Welt außen ab, übertragen das entsprechende Abbild nach innen, wo die eingehenden Signale mit bereits gespeicherten Schemata verglichen werden. Wenn die Sinne abweichende Signale senden, muss das Neue in bestehende Schemata assimiliert oder das Schema an eine ganz neue Situation angepasst, nach Piaget ‚akkommodiert‘ werden. So findet Erkennen statt und begründet das damit verbundene Lernen. Voraussetzung für dieses Konzept, das unsere tägliche Erfahrung getreu zu spiegeln scheint, sind zwei Positionen:

- (1) die Sinne bilden die Welt draußen spezifisch ab, senden ihr Abbild an das Gehirn,
- (2) das Gehirn vergleicht die Eingangssignale mit den erinnerten Schemata, bestätigt eine Übereinstimmung oder leitet Lernprozesse der Angleichung der inneren Schemata ein.

Beide Positionen sind nach den Erkenntnissen der Neurobiologie (u. a. Maturana & Varela 1987) nicht länger zu halten, jedoch verantwortlich für das Unterrichten nach ‚richtigen‘ Schemata. Weder sind Neuronen in der Lage, äußere Ereignisse abzubilden noch ist im Gehirn eine zweite Instanz, eine Art Monitor vorstellbar, die die von den Sinnen eingehenden Bilder anschaut, mit den gespeicherten Schemata vergleicht und entsprechende Prozesse des Lernens einleitet. Für alle Kulturtechniken, die ein Sich-Entfalten des eigenen Selbst einschließen, wie sie Interkulturelles Lernen beinhaltet, ist diese Lernpsychologie des Abbildens äußerer Erscheinungen unzureichend.

1.4 Lernen mit und zwischen zwei Sprachen und Kulturen

Interkulturelles Lernen gründet auf kreative Prozesse, die über das Vergleichen und Ergänzen hinausführen. Wenn jemand eine zweite Sprache lernt, verändert er nicht das Schema seiner Erstsprache oder akkommodiert deren Grammatik. Er fügt auch

³ Muster zur Vermittlung der Kulturtechnik Sprache, die interkulturelles Lernen behindern, lauten bspw.: ‚Lieber eine Sprache gut und richtig lernen, bevor man eine zweite erlernt‘; ‚Äußerungen nur in Form vollständiger Sätze zulassen – Fehler umgehend rückmelden und korrigieren‘; ‚Satzmuster durch formales Üben sichern, selbst wenn diese inhaltlich bedeutungslos sind‘.

nicht nur neue Wort- oder Satzmuster hinzu. Beides würde in seiner eigenen Sprachstruktur nur Verwirrung stiften. Der Zweisprachige gewinnt vielmehr über die Struktur der Zweitsprache eine neue Einsicht in seine Erstsprache, erkennt die Besonderheit ihrer Ausdrucksformen, die Einsprachigen verborgen bleiben, weil sie sprachlich auf keine Differenzen stoßen. Zweisprachige fallen aus der Selbstverständlichkeit der eigenen Erstsprache heraus, beleuchten deren Code unter einem neuen Blickwinkel. Die Erstsprache gewinnt den ihr eigenen Platz im Raum des Sprachlichen durch das Erlernen einer zweiten Sprache. Um dieses Sprachbewusstsein geht es, nicht um das Assimilieren der einen Sprache in die andere, sondern das Wahrnehmen des Sprachlichen an sich.

Dieses Zusammenspiel zwischen dem Vertrauten und dem Fremden ist der Punkt, wobei es – wie in einem echten Dialog – nicht darum geht, herauszufinden, was oder wer überlegen ist, sondern darum, gemeinsam im Raum des Dazwischen eine neue Sicht zu finden, die für alle Seiten Bedeutung hat. Zwei Sprachen sind immer gleichermaßen wahr. Gleichzeitig verlangen sie sehr verschiedene Formen des Ausdrucks in ein und derselben Situation. Diese Kompetenz eines neuen Bewusstseins im Umgang mit Sprache erwarte ich auch für die Interkulturelle Begegnung mit Musik. Es geht nicht um fremde oder exotische Schemata in der Musik, um deren Assimilation, Aneignung oder Ablehnung. Es geht vielmehr darum, inmitten von Verschiedenheit einen Raum musikalischer Erfahrung zu erkunden, in dem jeder Hörer seinen eigenen Ort im Verhältnis zum Fremden erfährt, so sich selbst im Spiegel des Anderen neu wahrnimmt.

Fazit: Um diese Prozesse der Interkulturellen Erfahrung kognitiv darzustellen benötigen wir ein lernpsychologisches Konzept, das die Oberflächen von Erst- und Zweit-Schemata aufbricht, um einen Raum innerer Erfahrung zu erschließen, der in die Tiefenstrukturen menschlichen Erkennens führt. Nur dort leistet der Mensch kreative Lernprozesse, die verbindliche Orientierung für Menschen in Kontakt schaffen. Allein dort gelingt es, das je eigene Selbst im Spiegel der Anderen wahrzunehmen, dessen Individualität gleichermaßen geachtet wird. Es geht daher um ein Interkulturelles Lernen, das Menschen im Umgang mit Musik befähigt, in ihrer Reflexion über Differenz und Verschiedenheit neue Formen des musikalischen Ausdrucks und der klanglichen Gestaltung der Welt zu entdecken.

2. Interkulturelles Lernen als Verarbeitung von kultureller Differenz

Zum Binnenraum des menschlichen Erkennens, in dem über die Verarbeitung der Impulse aller Sinne aus der Welt draußen gleichzeitig das eigene Selbst profiliert wird, bietet die kognitionspsychologische Schule des Konstruktivismus wichtige Erkenntnisse, die neurobiologisch belegt sind. Sie erschließen gleichzeitig die Prozesse der Verarbeitung von kultureller Vielfalt. Meine Auswertung gründet auf Studien von Maturana & Varela (1987), Hubel (1989), Spitzer (2006), Hüther (2006) und Koelsch & Schröger (2008).

2.1 Grundpositionen einer konstruktivistischen Kognitionspsychologie

In dem Maße, in dem der Konstruktivismus das Verstehen der inneren Wahrnehmung neu strukturiert, fordert er dazu auf, vertraute Vorstellungen über die Welt ‚draußen‘ aufzugeben. Wir wissen, dass die Sonne nie untergeht, gleichzeitig sprechen wir täglich davon. Die konstruktivistische Schule der Kognitionspsychologie lässt sich in vier Positionen fassen, die bedeuten, vertraute Vorstellungen über uns selbst aufzugeben:

1. Neuronen sind organische Teile unseres Körpers, also immer in Veränderung.

Daher gilt:

Keine Unterscheidung zwischen Erkennen und Tun, Denken und Leben,

kein Vorrang des Denkens, da die Selbstfindung des Menschen aus Einheit von Körper und Geist kommt.

Wir nehmen mit unserem Körper wahr, der die neuronalen Netzwerke aufbaut und ernährt, so wie die Neuronen ihrerseits den Körper steuern, alle seine Bewegungen leiten. Wahrnehmung ist daher immer bewegt, verändert sich laufend, solange wir leben. Sie kommt aus unserer Biographie, wie sie sie schreibt, ohne eine Trennung zwischen Körper und Geist: ‚Erkennen ist Tun – Tun ist Erkennen‘ (Maturana & Varela 1987). Alle Wahrnehmung wird so zum gelebten und erlebten Prozess, der biographisch einmalig abläuft, mit niemandem austauschbar und nicht wiederholbar ist. Wie unser Körper unsere Neuronen ernährt, leiten die Neuronen seine Entwicklung: beide begründen in einem integralen Zusammenspiel unsere Seinswerdung (Ontogenese) als Personen, formen unser Selbst. Das Erkennen mittels unserer Neuronen wird so zu einem individuell-personalen Ereignis. Erkennen begründet ein Handeln, durch das sich der Mensch selbst ‚autopoietisch‘ (Maturana & Varela 1987) zusammen mit anderen hervorbringt. Nach Gerald Hüther sind unsere neuronalen Netzwerke dazu da, das eigene Selbst als ‚innere Ordnung‘ aufrecht zu erhalten (Hüther 2001).

2. Alle Neuronen können im Kern nur ‚feuern‘, indem sie Unterschiede zu ihrem Ruhetonus signalisieren, während die Netzwerke des Nervensystems die kognitive Relevanz dieser Impulse ermitteln, schrittweise aus deren Überlagerung alle Formen unserer Wahrnehmung herstellen.

Daher gilt:

Es findet keine direkte analoge neuronale Übermittlung sinnlicher Wahrnehmung von außen nach innen statt,

vielmehr gilt das Prinzip der operationalen Autonomie des Nervensystems in der Verarbeitung dieser Signale durch neuronale Netzwerke.

Die Nerven unserer Ohren senden keine dem Schalldruck analogen Informationen, sondern signalisieren nur Veränderungen der Bewegungen bestimmter Haarzellen im Ohr, markieren so einen Unterschied im Verhältnis zum vorausgehenden Moment. Das ist alles. Wenn sie ‚feuern‘, markieren sie eine Differenz zum Ruhetonus. Darin sind sich alle Neuronen gleich, daher können alle neuronalen Impulse mit allen anderen vernetzt werden. Dieses Feuern löst eine Kaskade von weiteren Verarbeitungen in einer Reihe von Modulen oder Koppelungen aus. In der Überlagerung mit Millionen an-

derer Signale wird schließlich unser Erkennen zusammengesetzt. So findet das statt, was kein noch so feines Mikrofon je leistet, nämlich Veränderungen des Luftdrucks nicht nur in ein elektrisches Signal zu wandeln, sondern deren Klang zu hören: Aus Veränderungen des Schalldrucks im Ohr wird erst im Nervensystem Klang, Ton, Melodie und Rhythmus. Wir hören nicht mit den Ohren, sondern im Kopf. Wir können daher mit relativ wenigen Haarzellen in der Cochlea, es sind nach Spitzer (2006) rund 3500 Härchen, eine grenzenlose Fülle von Klängen wahrnehmen. Wir können sogar Ereignisse ‚hören‘, die kein Tonbandgerät aufzeichnet. Was dort als ‚nichts‘ erscheint, hören wir positiv als Stille. Musik und Rhythmus sind ohne Pausen nicht vorstellbar, der Klang kommt aus der Stille, sagen die Asiaten.⁴ Die kognitive Leistung unseres Gehirns kommt aus der Verarbeitung von zeitlichen und qualitativen Differenzen aus den verschiedenen Sinnen, die stufenweise in den verschiedenen Netzwerken des Gehirns hergestellt, ja konstruiert wird. Von außen, von unseren Sinnen wird dieses wunderbare System nur angeregt, ‚perturbiert‘, wie die Neurobiologen sagen, um das Feuerwerk seiner systeminternen Netzwerk-Fähigkeiten autonom und kreativ zu entfalten. Impulse von außen sind nur Anlass und Gelegenheit, inneres Erkennen kreativ zu gestalten. Die inneren Netzwerke entscheiden darüber autonom, daher kann Ivan Fischer als Chefdirigent des Konzerthausorchesters Berlin für sein Konzertprogramm die Devise ausgeben: ‚Leiser ist lauter.‘⁵

3. Hohe kognitive Fähigkeiten wie Sprache, Selbstbewusstsein und Musizieren werden durch soziale Koppelung zusammen mit anderen Menschen entfaltet.

Daher gilt:

Keine reflexive Sprache und kulturelles Verhalten im Tierreich,

das Prinzip der Ko-Ontogenese: nur zusammen mit anderen wird der Mensch durch Symbole, Sprache und Bewusstsein selbst Mensch.

Kulturelles Verhalten wird über Sprache und die Welt der Symbole, denen wir täglich begegnen, zusammen mit anderen erlernt. Die anderen antworten meist nicht wie erwartet oder reagieren nicht auf das eigene Signal. Eine fehlende Antwort, ein nicht be-

⁴ In der buddhistischen Tradition wird über Jahrhunderte bis hin zur späten Zen-Tradition in vielfältigen Formen die Rückkehr zur Stille gepflegt, um von allen äußeren Erfahrungen gelöst – aus der Stille erwachend – den wahren Ton und das wahre Wort zu vernehmen (vgl. Katagiri, Dainin 1988). Die Tatsache, dass unsere Wahrnehmung nicht darin besteht, abzubilden, was ‚draußen‘ ist, sondern im Verhältnis zu simultanen Signalen vernetzt strukturiert, so unser Sehen konstruiert, zeigt sich in folgenden Beispielen unserer Wahrnehmung: Wenn alle unsere Farbsensoren gleichermaßen aktiviert werden, sehen wir weißes Licht, obgleich es weißes Licht in der Wirklichkeit draußen nicht gibt, keine physikalische Wellenlänge dafür steht, es sich vielmehr aus allen Farben des Regenbogens zusammensetzt. Fehlt einer dieser Farbanteile, so sehen wir die komplementäre Farbe. Ähnlich können wir die Tiefe des nächtlichen Sternenhimmels konkret wahrnehmen, obgleich es kein visuelles Signal für Raumtiefe gibt, keine Kamera der Welt sie optisch aufzuzeichnen vermag. Allein unser Auge errechnet aus der Differenz der beiden visuellen Eindrücke des linken und rechten Auges den Raum, macht so für den Menschen die Raumtiefe wahrnehmbar. Einfach übereinander gelegt würden beide Abbildungen der visuellen Welt draußen durch unsere Augen nur Unschärfen erzeugen. Unser Gehirn wertet ihre Differenz aus, entscheidet sich auch nicht für das Abbild entweder des linken oder des rechten Auges, sondern erzeugt aus den Abweichungen der beiden visuellen Eindrücke eine neue Qualität des Sehens, konstruiert das Wahrnehmen des Raumes, in dem alle visuellen Erscheinungen oder Bewegungen, die wir sehen, ihren Platz erhalten.

⁵ Plakattext für das Programm des Konzerthausorchesters in Berlin, September 2012.

antworteter Brief wird so für uns zu einer starken Botschaft, obwohl da ‚nichts‘ war. Über die Differenz zwischen Erwartung und Erfüllung wird die Bedeutung von Sprache und Musik, die Stellung des eigenen Ichs als Hörer und Partner erkannt, werden gemeinsam kulturelle Profile gefunden und gestaltet. Über Sprache wird kognitive Kohärenz dort hergestellt, wo sich Differenz gezeigt hat, über Musik wird ein Kontinuum aus einer Folge unterschiedlicher Töne geschaffen, das nicht aus einzelnen Tonstufen besteht, sondern eine Melodie oder harmonischen Klang begründet. Wie in der Sprache vermittelt das Hören von Musik zwischen Erwartung und Erfüllung. Damit wird das Hören von Musik zu einem einmaligen und individuellen Ereignis, unwiederholbar. Nach Maturana und Varela (1987) bringen Menschen Sprache nicht hervor, um Botschaften zu senden – das können auch soziale Tiere –, sondern um in sozialer Koppelung ihr ‚In-der-Sprache-Sein‘ zusammen mit anderen herzustellen und herauszufinden, wo der einzelne in der Gruppe steht. Ähnliches muss für die Musik gelten, was nicht ausschließt, dass beides auch zur Banalisierung oder dem Verschwinden des eigenen Selbst in der Gruppe gebraucht werden kann. Doch Selbstbewusstsein und Identitätsbildung sind in jedem Fall Teil dieser einmaligen kognitiven Kompetenzen des Menschen.⁶

4. Alle menschliche Wahrnehmung ist ohne Unterlass in den Puls des Lebens eingebettet, daher in einem Prozess ständiger Veränderung – in Verbundenheit mit allen Empfindungen des erkennenden Menschen.

Daher gilt:

Keine abgegrenzten neuronalen Teilorgane für einzelne Sinne oder spezifische Erfahrungen wie Sprache oder Musik.

Vielmehr gründen alle Ebenen der Wahrnehmung und Körpererfahrung in simultaner Überlagerung menschlicher Kognition.

Sprache ist nicht von Emotion zu trennen, Musik nicht von Bedeutung, Emotion und Bewegung sind nicht zu trennen. Da diese Kontexte sich laufend verändern, können wir einen Gedicht, einen Brief, ein Musikstück je neu lesen oder hören, ohne zu meinen, wir hätten es gestern falsch wahrgenommen. Die Ebenen der beteiligten Sinne, die Konstitution unseres Körpers, die Interaktion mit allen anderen Empfindungen ändern sich laufend, sodass diese Differenzen in ihrer Überlagerung unser Erkennen kontinuierlich verändern und erneuern.⁷ Unsere Wahrnehmung wird aus Millionen digitaler Signale unterschiedlichster Herkunft im Gehirn hergestellt. Dieses bedeutet, dass jeder von uns Musik einmalig-individuell wahrnimmt, eben als HörerIn einer autopoietischen Einheit in einem bestimmten Moment der eigenen Biographie mit einer bestimmten Konstitution des eigenen Körpers. So lange wir leben, verändern wir uns. Jeder von uns lebt daher aufgrund seiner Biographie in einer einmalig-individuellen Wahrnehmungs- und Klangwelt, die er – wie sein Leben – mit niemandem sonst kog-

⁶ Kognition als rekursiver Zyklus der Verarbeitung von Differenz begründet Bewusstsein: Veränderungen leiten ihn ein, Unterscheidung erhält die kognitive Verarbeitung aufrecht und begründet neue Fragen (vgl. Graf 2002, S. 326).

⁷ Trotz der bildgebenden Verfahren, die unser Gehirn einteilen, nehmen die Neurobiologen sozusagen von Jahr zu Jahr zunehmend Abschied von der Einteilung des Gehirns nach Arealen, die nur eines können. Vielmehr wird zunehmend die entscheidende Qualität unseres Gehirns in seiner Netzwerkstruktur gesehen: Alles ist mit allem milliardenfach vernetzt. Darin liegt seine einmalige Qualität.

nitiv teilt. Dieses ganzheitliche Vernehmen erklärt auch, dass jeder von uns ein bekanntes Lied immer wieder neu erleben kann, selbst dann, wenn wir sie bis in den einzelnen Ton hinein bereits kennen.

Musiker wie Sergiu Celibidache haben aus dieser Erfahrung heraus die Musik-Konserve als ‚stehende‘ Aufnahme weithin abgelehnt. Celibidache spricht denn auch nicht vom Musik-Hören, sondern vom Erleben der Musik: „Wer’s erlebt hat, der wird es immer im Herzen tragen“, mit diesen Worten hat Sergiu Celibidache jene einzigartigen Musikerfahrungen beschrieben, die ihm und anderen die Aufführungen unter dem Dirigenten Wilhelm Furtwängler bereitet haben (vgl. Eggebrecht 2012, S. 11).

Im Spiegel der Schule des Konstruktivismus erweist sich das Spielen und Vernehmen von Musik als Ausdruck eines einmalig ablaufenden Prozesses der inneren Verarbeitung dessen, was Menschen ganzheitlich bewegt. Dieser konstruktive Prozess schließt eben in der Erfahrung von Musik spezifische Dimensionen ein, die eine hohe Relevanz für Interkulturelles Lernen haben. So erscheint die Begegnung mit Musik als herausragendes Medium für Interkulturelle Begegnung. Ich fasse das in vier Aussagen:

2.2 Die Wahrnehmung von Musik als Begegnung und Interkulturelles Lernen

Das Vernehmen von Musik stellt kognitiv weder ein isoliertes Hör-Ereignis dar noch steht Musik als ein klangliches Geschehen, das von außen kommt, fest. Vielmehr erlebt sie jeder von uns aus seiner eigenen und einmaligen Klangwelt in seinem Inneren. Erst nach dem Durchgang durch die Mitte unseres Erkennens werden spezifische Ereignisse der Sinne verstanden. Damit ist unser Erkennen immer individuell hergestellt. Jeder Musiker oder Hörer erschafft als Mann oder Frau seine Wahrnehmung individuell in dem Moment neu, in dem er Musik in einer bestimmten Aufführung inmitten seiner Biographie und Konstitution seines Körpers erlebt, je neu zusammengesetzt aus einer Landschaft von Tönen und Klängen.

1. Musik als Raum für Selbstfindung

Musik wird je neu und ganzheitlich erfahren, aus einer integralen Leib-Seele Verbindung heraus, die sich laufend ändert, da wir leben. Wie Musik aus dem vergehenden Klang kommt, so lebt auch die Verarbeitung von Musik aus der Veränderung: In ihr verfließen nicht nur die Töne, findet der Mensch einsam zu sich selbst, wählt autonom seine kulturelle Klangwelt, erkennt im Hören seine eigene individuelle Besonderheit, die Änderungen in seiner Identität. So erfahren der Hörer, die Hörerin ihren je einmaligen Ort als Wahrnehmende inmitten eines sich laufend verändernden Feldes. Sich mental dem Vergehen, auch der eigenen Entwicklung zu stellen, ist eine intensive Einladung, Stehendes zu verlassen, Grenzen zum Unbekannten zu überschreiten, die Augen für den fremden Anderen zu öffnen, so sein eigenes Selbst zu gestalten. Identität ist ein Differential, ein Mittel der Unterscheidung. Selbstfindung besteht geradezu darin, inmitten von Andersheit den eigenen Unterschied zu erkennen und damit die je eigene Einmaligkeit zu erfahren. Identität wahrzunehmen heißt, sich selbst als anders zu erkennen im Verhältnis zu allen anderen.⁸ Musik geht wie keine andere Kulturtechnik ‚durch uns hindurch‘, ist kein bloß auditives Hören, sondern

⁸ Damit wird das Verhältnis zum Anderen aus der Erfahrung des Selbst gestaltet, wird alles ringsum zur jeweils neuen und damit fremden Erfahrung, die in neuer Form zur Selbstfindung anregt.

ein ganzheitliches Erleben und Erfahren unseres Selbst. Musik ist das, was wir hören, wenn wir präsent, also ganz bei uns selbst, sind. Nur so ist die Aussage des Komponisten John Cage zu verstehen, wenn er sagt: „Die Musik, die ich bevorzuge, meine eigene oder die Musik anderer, ist das, was wir hören, wenn wir einfach still sind“ (Cage in: Kostelanez 1970, S. 12).

2. Musik als Austausch mit dem Körper, dem eigenen und dem der anderen

Singen und Musizieren, die Wahrnehmung von Musik schließt intensiver als andere Kulturtechniken den eigenen Körper ein, seine Bewegungen, seinen körperlichen Ausdruck über Stimme und Klang. Über unsere Stimme und unsere Bewegungen erfahren wir von Anfang an – als neugeborenes Kind bereits –, wo und mit wem wir leben, in welcher Beziehung wir stehen. Selbstfindung kommt aus der Beziehung mit anderen. Diese Brücke baut Musik später im gemeinsamen Spielen oder Singen in großer Form aus. Wer in einem Chor singt, wird Teil eines umfassenden Ganzen, einer gemeinsamen Bewegung von vielen Körpern. Über ihr ganzheitliches und interaktionales Moment lädt Musik in besonderer Form zur Begegnung mit anderen Menschen ein, deren Andersheit man annimmt, ja im Chor und Orchester geradezu verlangt, eine Voraussetzung dafür ist, verbunden mit anderen Klänge zu schaffen. Was Maturana und Varela von der Sprache sagen, gilt ebenso für Musik: „Was die Biologie uns zeigt, ist, dass die Einzigartigkeit des Menschseins ausschließlich in einer sozialen Strukturkoppelung besteht, die durch das In-der-Sprache-Sein zustande kommt“ (Maturana & Varela 1987, S. 265).

3. Musik und Emotion

Musik ist wie keine andere Kulturtechnik ebenso mit symbolischen Bedeutungen verbunden wie sie emotionale Tiefenschichten des Menschen in seinem limbischen System berührt. Musik wird geradezu veranstaltet, um gemeinsam Feste zu feiern, Menschen emotional zusammen zu führen, sie bis in ihre Trauer gegenseitig in ihrem Fühlen zu begleiten und zu erheben. Emotionen verbinden Menschen mit hoher symbolischer Aussagekraft miteinander. Sie sind nicht dem logischen Denken nachzuordnen. Gerald Hüther (2001, S. 13f. und 86f.) spricht in diesem Kontext von einer unterschätzten ‚emotionalen Intelligenz‘ des Menschen. Musikalische Erfahrung ist keineswegs auf das Emotionale und auf Gefühle beschränkt, sie verbindet ebenso spontan wie vielschichtig Menschen unterschiedlicher kultureller Herkunft nicht nur emotional, sondern personal. Sie schafft daher einen herausragenden Ort für Begegnung und Interkulturelle Erfahrung.

4. Musik und Gemeinde

Musik wird nicht nur ihrer schönen Kunst wegen veranstaltet, sondern um durch ihren Klang viele Menschen zu versammeln, eine Gemeinde zu schaffen, Menschen zu einer gemeinsamen Bewegung zu vereinen, religiös-spirituell, politisch und kulturell. Jede Weltreligion hat ihre ganz bestimmte Liturgie, Gesang oder Rezitation entwickelt, um ihre Gläubigen zu versammeln. Musik steht ebenso für politisches Engagement, ja Revolution: Der chilenische Sänger Victor Jara wurde für seine Lieder für die linke Regierung Allende 1973 von den Militärs ermordet. Victor Jara traf zu genau den Ton des chilenischen Volkes. Von

seiner Musik sagte er: „Ich singe nicht, um zu singen“ (Schoepp 2012, S. 1). Musikalische ‚Events‘ führen immer wieder Tausende von Menschen zusammen, schaffen Begegnung über die Grenzen von Sprache und Nation selbst dort, wo Konflikte herrschen.⁹ Daniel Barenboim hat eine Musik-Akademie in Palästina gegründet. In seiner ‚Schule des Hörens‘ geht es um eine ‚Schule des Zuhörens‘, denn nach Barenboim gilt: ‚Musik bildet‘.¹⁰

Fazit: Musik beinhaltet Interkulturelles Lernen als kreativ-neue Wahrnehmung, die aus der kognitiven Verarbeitung von kultureller Differenz gewonnen wird. Sie kommt aus der Begegnung mit anderen Menschen und ihrem musikalischen Werk, die bis in die Tiefe des eigenen Selbst und der Identität der anderen erfahren wird. Interkulturelles Lernen gründet auf einer Haltung der gegenseitigen Achtung der individuellen Person und der damit verbundenen Anerkennung von Verschiedenheit. Interkulturelles Lernen hat zum Ziel, unterschiedliche kulturelle Ausdrucksformen gemeinsam zu deuten und so kreativ neue Formen des kulturellen Ausdrucks zu finden.

3. Vernehmen von Musik als personale Erfahrung des Individuums

Das Vernehmen und Aufführen von Gesang und Musik kommt aus dem inneren Menschen. Diese Erfahrung geht durch ihn hindurch wie keine andere kulturelle Äußerung. In ihr äußert sich einmalig seine Person, sie prägt den hörenden oder musizierenden Menschen als Individuum. Wie der sprachliche Dialog entfaltet Musik über gemeinsames Musizieren einen Prozess der symbolischen Interaktion, die nach den Klassikern der Sozialisationstheorie Bedingung und Raum für die Entfaltung des Selbst ist.¹¹ Der Philosoph Martin Buber geht in seiner Anthropologie noch weiter: ‚Am Anfang ist Beziehung‘, sagt Buber und meint: ‚Leben ist Beziehung‘. Der Mensch sucht sie ein Leben lang, geht daher zum Anderen, nicht um dem Anderen zu dienen oder ihn zu beherrschen, sondern um zu sich selbst zu finden. Dieses Axiom fasst er in den prägnanten Satz: „Der Mensch wird am Du zum Ich“ (Buber 1984, S. 31).

Nur über die Spannung zum Anderen, über den Zwischenraum, den die Differenz dazwischen aufspannt, erfährt der Mensch seinen Unterschied zu allen anderen, findet darin eben sein eigenes Selbst. Buber nennt diesen Dialog auch ‚Zwiesprache‘, ein Gespräch über das ‚Zwiefältige‘ und den ‚Zweifel‘ – beide Wörter stammen aus derselben Wurzel. In der Haltung der Frage, der Spannung im Verhältnis zum anderen, im Erkennen seiner Andersheit wird der Unterschied zur eigenen Person erkannt, auf dem Weg mit anderen als Ge-fährten er-fahren. Dies verlangt eine gemeinsame Intonation – wie auf einer Saite –, die über zwei Stege gespannt ist: Ton (aus griechisch *tónos*) heißt schließlich nichts anderes als Spannung. Je nach der Weite des Bogens und seiner Spannung erklingt im Dazwischen ein neuer Ton. Die kleinste Verschiebung eines

⁹ Gemeinsam Musik zu hören oder miteinander zu musizieren, kommt aus dem ‚Zuhören‘. Barenboim schlägt eine direkte Brücke zum Anderen, wenn er die Mitglieder seines Orchesters, die israelischer und jüdischer Herkunft sind, einlädt, nicht nur musikalisch, sondern auch politisch einander zuzuhören. Er pflegt damit eine Perspektive, die maßgeblich Gerald Hüther in die Kognitionspsychologie eingeführt hat: Die verschiedenen Sinne dienen dem Menschen nach Hüther dazu, sein Gehirn als ‚Sozialorgan‘ zu aktivieren (vgl. Hüther 2001, S. 72f.).

¹⁰ <http://www.daniel-barenboim-stiftung.org/>

¹¹ Vgl. Grundpositionen der Sozialpsychologie nach George H. Mead, Erik H. Erikson, Ervin Goffman.

der beiden Stege verändert ihn.¹² Über die Spannung, den Bogen und die Sehne zum Anderen erfahren wir aus dem schwingenden Klang des Unterschieds den Ort, an dem wir selbst stehen. Auch der vertrauteste Andere ist immer anders in Stimmung, wie ich mich selbst in meiner Intonation als different ihm gegenüber erfahre. Der berühmte Erkenntnistheoretiker Gregory Bateson bestimmt ‚Information‘ folgendermaßen: „Was wir mit Information meinen, ist ein Unterschied, der einen Unterschied macht“ (zit. nach Graf 2008, S. 27). Zur bedeutsamen Information gehören immer zwei Bezüge: ein Zeichen einerseits und ein System andererseits, in dem dieses Zeichen etwas bedeutet, eben dort einen Unterschied schafft. Eine Zahl bedeutet erst in einem Zahlensystem eine bestimmte Zahl. Wir Menschen stehen als Individuen inmitten des sozialen Systems der Anderen. Erst im Verhältnis zu den Anderen wird das, was wir sagen oder tun, bedeutsam. Hört niemand zu, so ist da nichts als leerer Schall. Erst über die Antwort erkennen wir, welche Bedeutung die eigenen Worte ausgelöst haben.

Das gilt auch für das Vernehmen von Musik: Sie wird bedeutsam durch den Unterschied, den der Einzelne als HörerIn macht oder als SpielerIn in die Musik einführt. Dabei tritt seine Identität als je neu hörender oder spielender Musiker hervor, inmitten einer sich laufend ändernden Musikwelt. Alles Vernehmen oder Aufführen von Musik wird so zu einem einmaligen Ereignis der Wahrnehmung, verändert sich das Hören von Musik – ein Leben lang. Das je Neue, vor allem das Fremde darin, befördert dieses Erkennen, denn es hebt die Differenz, die besondere Qualität des Eigenen deutlicher hervor als das Vertraute. Bereits Johann G. Herder hat das erkannt und betont, wenn er schreibt: „Erst im Ringen um das Identische wird Differenz erkennbar“ (zit. nach Cvetko 2008, S. 114).

Auf einem anderen Weg sind wir an dem Ort angekommen, den dieser große Denker des Interkulturellen vor nun schon über zwei Jahrhunderten so sehr betonte. Nach Johann G. Herder ist die Musik ein bewegendes ‚momentum‘ zur Humanisierung der Menschheit. Über Musik erkennt der Mensch nach Herder sein Humanum – sein inneres Menschentum –, wird er Mensch: „Durch Musik ist unser Geschlecht humanisiert worden; durch Musik wird es noch humanisiert“ (zit. nach Cvetko 2008, S. 105).

Das Humanum kann in unserer Sprache nur bedeuten, sein personales Selbst als menschliches Wesen zu entfalten. Dieses kann und soll – wie schon von Herder – nicht näher bestimmt werden, da es jede Person – einsam und allein – für sich selbst finden muss. Diese Perspektive gilt für alle Menschen, ist keineswegs nur einer Gruppe von kulturell Gebildeten oder etwa einer Nation zuzusprechen. Von daher kommt die offene Aufmerksamkeit Herders für das Selbstbild der Nationen ringsum, die ‚Stimmen der Völker in Liedern‘, sein Blick in die slawische Welt, nicht nur gen Westen nach Frankreich, dem Land, dem seine Zeitgenossen damals ihre ganze Aufmerksamkeit gewidmet haben.

¹² Interessanterweise bezieht sich neuron – die griechische Wurzel für ‚Nerv‘ – auf die gespannte ‚Sehne‘. Nerven sind wie Sehnen, die den Körper umspannen, nicht nur organisch, sondern auch emotional und kognitiv in Spannung halten. Übrigens sollen die Neuronen unseres Körpers Hunderttausende von Kilometern lang sein, könnten wir die Nervenfasern eines Menschen aneinander kneten. Jeder menschliche Körper stellt daher ein gut verpacktes Bündel von Milliarden Neuronen dar.

3.1 Bildung der Person durch Musik

Die musikè technè zählt von Anfang an zum Kanon schulischer Bildung. Unser Begriff ‚Bildung‘ unterstreicht eben diesen Mehrwert: Schule ist nicht nur dazu da, Fertigkeiten zu vermitteln, Unwissende aus dem Stand der Unwissenheit herauszuführen, sie im Sinne von ‚e-ducatio‘ zu erziehen. Der nur in der deutschen und in slawischen Sprachen bekannte und so wertvolle Begriff der ‚Bildung‘ wurde im Umkreis der Mystik von Meister Eckhart im Mittelalter gefunden, um herauszustellen, dass in jedem Menschen etwas verborgen ist, was es gilt, herauszuholen, auszubilden: die Anlagen seiner Seele sind nach außen zu bringen. Dieses beinhaltete eine Schule, die nicht nur zusätzliche Fertigkeiten vermittelt, sondern den einzelnen Menschen ‚bildet‘: Jeder Mensch muss nach der Lehre von Meister Eckhart seine innere Person ‚uz-bilden‘. Damals ein aufregendes Konzept, denn es widersprach der klaren Einteilung der Menschen nach Männern und Frauen, Klerikern und Laien. Alle sollten gleichermaßen ‚Bildung‘ erhalten, denn allen Menschen wurde gleichermaßen diese innere Begabung zugesprochen. Durchaus in dieser Linie wird Erziehung heute mit neurobiologischen Begriffen als „programmöffnende Konstruktion“ (Hüther 2001, S. 120) bezeichnet. Heute stellt der Neurobiologe Gerald Hüther fest, dass kein Mensch in seinem Kern von außen verändert werde, vielmehr alle seine Fähigkeiten schon in ihm liegen, allerdings erzieherisch aufgerufen und entfaltet werden müssen.¹³ Natürlich können diese inneren Anlagen von außen auch verdeckt oder zerstört werden.

Musikalische Bildung ist mehr als Können oder Fertigkeit. Sie ruft die innere Begabung des Individuums auf. Es geht um die Person eines jeden einzelnen Schülers, einer jeden Schülerin. Alles wirklich Kreative kommt von dort, das In-Beziehung-Treten mit anderen durch Musik stellt eine konstruktive Evokation individueller Anlagen dar, der oder die Lernende gibt die ihm oder ihr mögliche Antwort. Pädagogisch ergibt sich dadurch die Aufgabe, die innere Begabung des jungen Menschen weiter zu erschließen, damit sie sich kreativ entfalten.¹⁴

Musikalische Erziehung, die nicht nur den Begriff der Bildung hervorhebt, sondern auch Perspektiven der neueren Lernpsychologie verwirklicht, wird sich mit neuer Aufmerksamkeit dem Schüler und der Schülerin als Individuum zuwenden. Sie erkennt in ihm, in ihr ein unteilbares Ganzes, das in-dividuum der menschlichen Person, das bereits Kinder mit keinem anderen mehr teilen. In der griechischen Sprache steht für diese unantastbare Einheit, die jede Person darstellt, ein Wort, das wir aus der Kernphysik kennen: ‚atomo‘, wörtlich bedeutet es wie in-dividuum ‚das Unteilbare‘. Schülerinnen und Schüler, die sich in dieser Form wahrgenommen wissen, werden eine doppelte Erfahrung machen: Sie werden in einem höheren Maß autonom antworten, kreativ lernen und befreiter Musik machen, da sie aus ihrer eigenen Begabung heraus musizieren.¹⁵

In dem Maße, in dem Musik den Lernenden als Individuum anspricht, wird das gemeinsame Singen und Musizieren auch durch Spontaneität bereichert werden. Die-

¹³ Vgl.: Der Erzieher soll nach dem Musikpädagogen Friedrich Fröbel nichts in den Schüler hineingeben, sondern alles aus dem Schüler herausholen (vgl. Cvetko 2008, S.133).

¹⁴ Ein bekannter asiatischer Lehrspruch ruft eben diese Perspektive auf: Der Schüler fragt: ‚Meister, wer ist ein guter Lehrer?‘ Die Antwort des Lehrers lautet: ‚Ein guter Lehrmeister ist nicht einer, der viele Schüler hat, sondern einer Lehrer, der Meister hervorbringt.‘

¹⁵ Manche Kinder erfahren durch ihr Singen zum ersten Mal, dass ihnen jemand aufmerksam zuhört; vgl. z. B. den Bericht über den Wiener Sängerknaben Deniz Germec (Hamann 2012).

ses bedarf sicher lernbereiter Schülerinnen und Schüler, doch in ihrem Eifer liegt ein einmaliger Gewinn für sie: Sich selbst – in Beziehung mit anderen – als gegenwärtig und präsent zu erfahren, so zusammen mit anderen Klang, Rhythmus und Melodie zu gestalten. Diese Erfahrung, die wie ein überraschendes Geschenk von den anderen kommt, werden sie in Freude erfahren. In der Freude liegt wohl eine erste Motivation für alles, was wir überhaupt tun. Musik hat von Anfang an mit dem gemeinsamen Fest der Freude zu tun. Johann G. Herder erkennt diese Dimension gleichermaßen in den Anfängen der Musik wie in ihren weltweit so unterschiedlichen Ausprägungen:

*„Aber die Tonkunst, wie einfach und rohe sie sei, sie spricht zu allen menschlichen Herzen und ist nebst dem Tanz das allgemeine Freudenfest der Natur auf Erden.“
(zit. nach Cvetko 2008, S. 98)*

3.2 Musiklernen als kulturelle Grenzüberschreitung

Damit sind wir nicht nur bei der Schwierigkeit des Interkulturellen Lernens angekommen, das immer den ganzen Menschen aufruft, sondern auch bei der Dramatik dieses Vorgangs. Es gibt genug Gründe, die vorgestellten Lernprozesse in ihrer Interkulturellen Dimension zu vermeiden. Sie verlangen eine hohe Lernbereitschaft und ein persönliches Engagement. Doch abschließend muss ich auf die Frage antworten: Warum zum fremden Andern gehen, warum sollte es nicht genügen, die eigene Musikwelt im eigenen Kreis so differenziert wie möglich zu lernen, sie sich so genau wie möglich anzueignen. Warum die fremde Musik hören?

Die kulturelle Welt, in der jeder von uns sozialisiert wird, stellt einen kommunikativen Innenraum her, in dem bestimmte Erwartungen Geltung haben, andere zurückgewiesen oder übergangen werden. Daher können wir Vorhersagen über das Verhalten der Anderen treffen. Enkulturation stellt einen Ordnungsraum, der reguliert, welche Möglichkeiten wir im Verhältnis zu anderen haben, welche Symbole wir in welcher Form austauschen können, welche nicht. Dieses interaktive Haus der Erstkultur, in dem wir alle wohnen, setzt auch Grenzen und weist denen, die darin wohnen, bestimmte Plätze und Rollen zu. Dieses wohlgefügte und vertraute Haus unserer Enkulturation werden wir irgendwann von innen aufbrechen, es erweitern, so seinen Raum öffnen. Allein schon in die Wände unseres Hauses von innen Sprünge zu schlagen schafft der jungen Generation einen Gewinn, der sie bereichert: Durch den Sprung leuchten neue Lichter von draußen in die eigene Welt herein, wie strahlende Geschenke der Anderen. Daher gehen wir alle weiter auf diesem Weg des Aufbrechens: In dem Maße, in dem der Mensch sein eigenes Sein entfaltet, verlangt er ein offenes Feld der Verwirklichung seines Selbst. Er überschreitet seine bisherigen Grenzen. Er geht hinaus, macht sich auf den Weg in die Fremde. Dieses Unternehmen ist keinen ethischen Impulsen wie Nächstenliebe oder Toleranz unterworfen und hat nicht zum Ziel, anderen zu dienen. Vielmehr dient es demjenigen, der aufbricht, um zu werden, wer er sein will. Daher ist es wichtig für junge Menschen, ihre eigene Familie zu verlassen, selbst wenn dort bestens für alles gesorgt ist. Junge Menschen verlassen ihre Familie nicht, weil sie sie ablehnen, sondern um sich selbst zu entfalten. Um ihr erweitertes Selbst zu finden, benötigen sie einen erweiterten Lebenskreis.

Dieses Beispiel mag die Notwendigkeit der kulturellen Grenzüberschreitung erläutern. Nicht nur die Reichweite der eigenen Lebensform nimmt in dem Maße zu, in dem ihre Grenzen ausgeweitet werden. Kulturelles Lernen hat, wie wir gesehen ha-

ben, mit Selbstfindung und Identität im symbolischen Austausch mit anderen zu tun. Gleichzeitig ruft der Anspruch eines jeden, unsere innere Identität von niemanden und keiner Gruppe definitiv bestimmen zu lassen, nach einer kontinuierlichen Ausweitung des Umkreises unserer kulturellen Erfahrungen. Die von uns gewünschte Offenheit in der Erfahrung des eigenen Selbst verlangt einen offenen soziokulturellen Raum, der letztlich ins Grenzenlose führt. Der Grund hierfür liegt in der grenzenlosen Tiefe unserer eigenen Identität. Jeder von uns hat ein Bewusstsein über die Nicht-Bestimmbarkeit des eigenen Selbst. Keiner ist in der Lage, seine Identität in wenigen Sätzen zu bestimmen. Daher dulden wir auf Dauer keinen klar umgrenzten Raum, nach dem wir uns selbst zu vermessen haben. Daher erlauben wir anderen nicht, unsere Identität zu bestimmen. Nach Erik H. Erikson sind Identitätskrisen die Bedingung dafür, die je eigene Identität zu strukturieren. Diese Krisen zu überwinden verlangt nach Erik H. Erikson, die bis dahin erfahrenen Grenzen des eigenen Handlungsraums mit anderen aufzubrechen. Jeweils in der Mitte dieses Raums entsteht das Selbst je neu, schafft gleichzeitig einen erweiterten Horizont der Wahrnehmung der Welt.

Das Wagnis und den Mut, diesen Weg zusammen mit fremden Anderen in gegenseitiger Achtung zu gehen, nehmen zu wenige Menschen auf sich. Wer es nicht unternimmt, das Haus seiner ersten Enkulturation aufzuschlagen, verbleibt in der Enge seines ersten Lebenskreises, verbunden mit erstarrten Festlegungen der eigenen Identität.¹⁶ Die andererseits hohe Vorstellung von der Stellung des Menschen als einmalige Person in einer offenen Welt der Begegnung ist eine große europäische Idee. Sie wird seit Jahrhunderten gelehrt. Nikolaus von Kues (1401–1464) hat die Einmaligkeit der menschlichen Person aus seiner Stellung als einsam wahrnehmendes Individuum abgeleitet und in dem Satz gebündelt:

„Jeder ist Mittelpunkt, weil überall die gleiche und unendliche Ganzheit lebt und webt.“ (von Kues zit. nach Hirschberger 1962, S. 581)

Jeder erkennende Mensch schafft eine Einheit, insofern er einsam erkennt, was ringsum ist. Nur er allein ist dazu fähig inmitten einer Welt, die sich laufend verändert, daher grenzenlos erscheint. Seine einsame Stellung als Mensch, sein Wissen um seine Identität, in der er sich von allen anderen unterscheidet,¹⁷ korrespondiert mit seiner Erfahrung der Grenzenlosigkeit seiner Welt ringsum. Nikolaus von Kues vergleicht diese Welt der Wahrnehmung mit einer ins Endlose gehenden kosmischen Kugel – ‚sphaera infinita‘ –, in deren Mitte der erkennende Mensch steht. Da ihr Umkreis ins Unendliche geht, kann auch ihr Zentrum nicht bestimmt werden, liegt also überall. Wo auch immer ein Mensch seine Augen aufschlägt, sich selbst inmitten einer Welt ohne Grenzen erfährt, wird diese Mitte kreativ erfahren und gestaltet. Sie schafft eine Welt kognitiver Konstrukte, deren personal unfassbare Tiefe mit der Grenzenlosigkeit der sich laufend wandelnden Welt korrespondiert. Dieses Konzept zur Stellung der

¹⁶ Dieses Haus der Erstkultur verbunden mit einer Festlegung dessen, ‚wer wir sind‘, muss angesichts des hohen Anspruchs der individuellen Person Engstellen schaffen, lateinisch ‚angustiae‘ erzeugen. Dies ist die Wurzel für den Begriff der ‚Angst‘. Entsprechend verbittert treten jene auf, die Deutschland am Abgrund sehen, weil wir kulturell nicht mehr allein sind. Fremdenfeindlichkeit und Angst um eine verdinglicht festgelegte Identität in einem kulturell abgegrenzten Haus gehen daher immer zusammen.

¹⁷ Afrikanische Studierende haben dafür die prägnante Formel gefunden: „Le plus de chacun c’est sa différence“ (Was jeden am meisten auszeichnet, ist seine Verschiedenheit; zit. nach Peter Stöger (Innsbruck)).

menschlichen Person in einer Welt ohne Grenzen fasst Nikolaus von Kues in seinen Lehrsatz über den Raum menschlichen Erkennens:

„Sphaera infinita cuius centrum ubique circumferentia nusquam.“ (Eine unendliche Kugel, deren Mitte überall und deren Umfang nirgendwo liegt; von Kues zit. nach Hirschberger 1962, S. 31, Übersetzung PG)

Beides bedingt sich gegenseitig: In dem Maße, in dem der Mensch als einsam erkennende Person Grenzen überschreitet, ja mit anderen ins Grenzenlose geht, erfährt er sein personales Selbst als Mitte, deren Tiefe ins Offene, ja Unfassbare geht. Was für ein Gewinn. Musik und Gesang laden jeden Menschen zu jeder Zeit an allen Orten ein, zusammen mit anderen den großen Klang, der als tónos alle Kulturen umspannt, zu erkunden. Auf diesem Weg wird er zusammen mit anderen sein eigenes Selbst vertieft erfahren.

Literatur

- Auernheimer, Georg (1995). *Einführung in die interkulturelle Pädagogik*. Darmstadt: WBG.
- Blumenberg, Hans (Hrsg.) (1957). *Nikolaus von Kues: Die Kunst der Vermutung*. Bremen: Carl Schünemann.
- Bruhn, Herbert, Kopiez, Reinhard & Lehmann Andreas, C. (Hrsg.) (2008). *Musikpsychologie: Das neue Handbuch*. Reinbek: Rowohlt.
- Buber, Martin (1984). *Das dialogische Prinzip*. Heidelberg: Lambert Schneider.
- Cvetko, Alexander J. (2008). Musik als Weg zur Humanisierung durch kulturelle Grenzüberschreitung. Johann Gottfried Herders Brückenschlag zwischen Musik, Kultur und Identität. In A. Cvetko & P. Graf (Hrsg.), *Wege interkultureller Wahrnehmung. Grenzüberschreitungen in Pädagogik, Musik und Religion* (S. 97–150). Göttingen: V & R Unipress.
- Cvetko, Alexander & Graf, Peter (Hrsg.) (2008). *Wege interkultureller Wahrnehmung: Grenzüberschreitungen in Pädagogik, Musik und Religion*. Göttingen: V & R Unipress.
- Eggebrecht, Harald (2012, 27. November). Plötzlich – ganz unwillkürlich. *Süddeutsche Zeitung* (274), 11.
- Erikson, Erik H. (1980). *Identität und Lebenszyklus* (8. Aufl.). Frankfurt: Suhrkamp.
- Graf, Peter (1998). Interkulturelle Pädagogik als Schule der Wahrnehmung. In N. Schneider, R. A. Mall & D. Lohmar (Hrsg.), *Einheit und Vielfalt. Das Verstehen der Kulturen* (Studies in intercultural philosophy 9, S. 379–395). Amsterdam: Rodopi.
- Graf, Peter (2002). Wahrnehmung des Fremden als Verstehen des Eigenen: Interkulturelle Pädagogik und Konstruktivismus. In J. Oltmer (Hrsg.), *Migrationsforschung und Interkulturelle Studien* (IMIS-Schriften 11, S. 326). Osnabrück: V & R Unipress.
- Graf, Peter (2008). Religiöse Aufmerksamkeit als Prinzip des interreligiösen Dialogs. In A. Cvetko & P. Graf (Hrsg.), *Wege interkultureller Wahrnehmung. Grenzüberschreitungen in Pädagogik, Musik und Religion* (S. 19–50). Göttingen: V & R Unipress.
- Graf, Peter (2011a). Religiöse Bildung als individuelle Entfaltung der Person. In P. Graf & B. Ucar (Hrsg.), *Religiöse Bildung im Dialog zwischen Christen und Muslimen* (Interreligiöser Dialog in gesellschaftlicher Verantwortung 1, S. 55–72). Stuttgart: Kohlhammer.
- Graf, Peter (2011b). Natürlicher Spracherwerb und frühes Sprachenlernen in der Schule. In P. Graf & A. Fernández-Castillo (Hrsg.), *Schüler auf dem Weg nach Europa. Interkulturelle Bildung und Mehrsprachigkeit in der Schule* (S. 23–46). Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Hamann, Sibylle (2012, 21. Dezember). Jauchzet, frohlocket. *SZ-Magazin* (51), 10–18.

- Hannon, Erin E. & Schellenberg, Glenn (2008). Frühe Entwicklung von Sprache und Musik. In H. Bruhn, R. Kopiez & C. Lehmann Andreas (Hrsg.), *Musikpsychologie. Das neue Handbuch* (S. 131–143). Reinbek: Rowohlt.
- Hirschberger, Johannes (1962). *Geschichte der Philosophie: Bd. I Altertum und Mittelalter*. Freiburg: Herder.
- Hubel, David H. (1989). *Auge und Gehirn: Neurobiologie des Sehens*. Heidelberg: Spektrum d. Wiss.
- Hüther, Gerald (2001). *Bedienungsanleitung für ein menschliches Gehirn*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hüther, Gerald (2006). *Brainwash: Einführung in die Neurobiologie für Therapeuten und Pädagogen*. Müllheim: Auditorium-Netzwerk.
- Jäncke, Lutz (2008). *Macht Musik schlau? Neue Erkenntnisse aus den Neurowissenschaften und der kognitiven Psychologie*. Bern: Huber.
- Koelsch, Stefan & Schröger, Erich (2008). Neurowissenschaftliche Grundlagen der Musikwahrnehmung. In H. Bruhn, R. Kopiez & C. Lehmann Andreas (Hrsg.), *Musikpsychologie. Das neue Handbuch* (S. 393–412). Reinbek: Rowohlt.
- Kostelanetz, Richard (1970). *John Cage*. New York: Praeger.
- Katagiri, Dainin (1988). *Rückkehr zur Stille. Zen Praxis im täglichen Leben*. Küssnacht: Theseus.
- Maslow, Abraham H. (1970). *Motivation and Personality*. New York: Addison Wesley.
- Maturana, Humberto R. & Varela, F. J. (1987). *Der Baum der Erkenntnis: Wie wir die Welt durch unsere Wahrnehmung erschaffen – die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens*. Bern: Scherz.
- McLaughlin, Barry (1987). *Theories of Second-Language Learning*. London: Arnold.
- Piaget, Jean (1974). *Abriß der genetischen Epistemologie*. Olten: Walter.
- Piaget, Jean (1981). *Das Weltbild des Kindes*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schoepp, Sebastian (2012, 31. Dezember). Das Lied der Gerechtigkeit. *Süddeutsche Zeitung* (301), 1.
- Spitzer, Manfred (2006). *Musik im Kopf: Hören, Musizieren, Verstehen und Erleben im neuronalen Netzwerk*. Stuttgart: Schattauer.
- Vossler, Karl (1948). *Die romanischen Kulturen und der deutsche Geist*. Stuttgart: Klett.